
Wider das Experimentieren mit Schrift!

Weshalb die Wahl der richtigen Erstschrift so wichtig ist

von Karin Pfeiffer-Stolz

Vor kurzem erreichte mich der Brief einer rat-suchenden Lehrerin, die zugleich Mutter eines schulpflichtigen Sohnes ist. Es geht in dem Schreiben um die Vereinfachte Ausgangsschrift. Diese wird von der Briefschreiberin als problematisch wahrgenommen – und das aus zwei unterschiedlichen Perspektiven: in ihrer Funktion als Lehrerin sowie in der Rolle als Mutter. Im folgenden zitiere ich ausgewählte Passagen aus dem Brief und nehme dazu Stellung (der Brief-text im vollen Wortlaut – siehe hinten):

1. „...ich fand die Schrift unansehnlich und schwer lesbar; die Art und Weise, wie manche Schüler, vor allem Jungen, die Buchstaben schrieben, fand ich kurios ...“

Jungen sind im allgemeinen anders begabt als Mädchen, darüber können auch politische Gleichstellungsprogramme nicht hinwegtäuschen. Feinmotorisch schneiden die meisten Knaben schlechter ab, was sich im Schriftbild manifestiert. Die geschlechtlichen Unterschiede werden im Schreibunterricht der Schule

kaum berücksichtigt. Die Benachteiligung der Jungen in diesem Teilbereich des schulischen Lernens wird noch verstärkt, wenn eine Schrift gelehrt wird, die widersinnige Bewegungsabläufe verlangt, wie das bei der Vereinfachten Ausgangsschrift (VA) der Fall ist. Entgegen Intention und Propaganda des Erfinders der Retortenschrift, Heinrich Grünewald, erleichtert die VA das Schreiben nicht, im Gegenteil. „Selbst einem feinmotorisch begabten Kind gelingt es nicht, nach dieser Schreibnorm flüssig und rhythmisch zu schreiben, und weniger begabte Kinder produzieren zerstückelte, kaum lesbare Texte.“ Dieser Satz stammt aus einem Referat, das 2009 im Rahmen eines internationalen Kongresses von einer Graphologin vorge-tragen wurde. Jahrelang hatte Sulamith Samuleith Berliner Schulkinder beim Schreiben beobachtet, hatte Schriftproben gesammelt und diese analysiert.

Während sich Buchstabenformen und -verbindungen der konventionellen Schreibschrift durch den all-gemeinen Gebrauch zu größtmöglicher Tauglichkeit und Schreibfreundlichkeit entwickelt haben, ist die VA eine künstlich konstruierte Schrift – die Erfindung einer einzigen Person. Die Mängel der Kunstschrift werden besonders deutlich, wenn sie Schulanfängern als erste Schreibschrift verordnet wird. Die motori-schen Schwierigkeiten sowie die meist unästhetischen Ergebnisse können einem Kind die Freude am Schrei-benlernen nachhaltig verderben. Jungen tun sich mit der VA schwerer als mit der LA. Die Lesbarkeit der LA bleibt selbst in unbeholfen wirkenden Schrift-bildern größtenteils erhalten.



Die Autorin

Karin Pfeiffer-Stolz (*1948) lebt und arbeitet heute in der Nähe ihrer Geburtsstadt Salzburg. Die ehemalige Lehrerin verfaßte zahlreiche pädagogische Schriften. Neben der praktischen Pädagogik gilt ihr spezielles Interesse den aktuellen bildungs- und wirtschaftspolitischen Fragen.

Die Verwendung der VA als Erstschrift führt dazu, daß beim Schreibenlernen eine Stufe übersprungen wird: die Verschleifung – eine zur Automatisierung des Schreibflusses unerläßliche Technik und zugleich Zwischenstufe auf dem Weg zur Schreibreife. Die „fertige“ Handschrift zeigt charakteristische Sprünge: grundsätzlich werden nicht alle Buchstaben verbunden. Dies ist ein *Ergebnis jahrelanger Schreibpraxis* und nicht kognitiv vermittelbar. Wenn Entwicklungsstufen übersprungen werden, kann es zu Hemmnissen in der weiteren Entwicklung kommen.

2. „Die Lesbarkeit war eigentlich mein einziges Kriterium damals.“

Einem weitverbreiteten Irrtum zufolge ist Schrift zum Schreiben da. „Ja, wozu denn sonst?“ werden Sie jetzt fragen. Nun, *Schrift ist zum Lesen da*. Worin bestünde auch der Zweck einer Niederschrift, deren Aussage sich nicht enthüllt, *weil man sie nicht lesen kann*? Dieser Binsenweisheit zum Trotz stellen schulische Reformen vorwiegend auf den Schreibprozeß ab: leichter soll alles werden, und schneller soll es gehen! Der morphologische Verfall der Handschriften sowie die Verluderung der Rechtschreibung werden zwar zuweilen heftig beklagt, doch geht man den Dingen nicht auf den Grund.

Da die moderne Schule dem Üben nur wenig Zeit widmet, hat sich das Training der Grundfertigkeiten auf außerschulische Bereiche verlagert. Eine lesbare, flüssige und wohlgeformte Handschrift ist immer noch ein gesellschaftliches Erfordernis. Auch wenn sie fast schon zur Normalität geworden ist: so richtig abfinden will man sich nicht mit der berühmten Sauklaue.

Ist es denn nicht mehr eine Hauptaufgabe der Schule, die üblichen Kulturtechniken *zu vermitteln*? Soll der gesellschaftliche Auftrag dieser Institution nun lauten, Kulturexperimente an unseren Kindern durchzuführen? Die Lesbarkeit ist und bleibt das Hauptkriterium gelungenen Schreibunterrichts. Wenn Schule dieses eindeutig definierte Ziel pädagogisch verfehlt, muß die gesellschaftliche Legitimation der staatlichen Einrichtung als solche grundsätzlich in Frage gestellt werden.

3. „Jetzt bin ich Mutter von zwei Kindern, und mein erster Sohn geht nun in die zweite Klasse. Ich werde (leider) zum zweiten Mal mit der VA konfrontiert.“

Frau S. beurteilt die VA zum einen in ihrer Rolle als Realschullehrerin *von innerhalb des Schulsystems*, zum anderen als Mutter eines schulpflichtigen Kindes, die *außerhalb des Schulsystems* steht. Die unterschiedlichen Blickwinkel lassen das Problem plastisch hervortreten. Die Kollegin erkannte, daß das ablehnende Gefühl gegenüber der VA keine persönliche Marotte ist, sondern sich sachlich begründen läßt. Viele Interessierte mögen sich in der Vergangenheit gefragt haben, wieso eine derart unästhetische wie untaugliche Schrift überhaupt an den Schulen eingeführt werden konnte.

Was niemanden überraschen sollte: die Entscheidung für die VA erfolgte aus *wirtschaftlichen*, und *nicht aus pädagogischen Erwägungen*. Handlungsbedarf gab es keinen und daher auch kein Mandat seitens Pädagogen und Eltern. Wir haben es hier mit einem typischen interventionistischen Eingriff des Staates zu tun, wobei sich Bildungspolitiker als willige Erfüllungsgehilfen wirtschaftlicher Interessen anbieten. Hinter ihrer sozialen Wohlfühlrhetorik verbergen sich handfeste ökonomische Interessen, die Verflechtungen zwischen Politik und Wirtschaft sind eng. Die Einführung einer neuen Schrift verschafft einer politiknahen Klientel handfeste Vorteile – neu gestaltete Druckwerke müssen für den Unterricht angeschafft werden, Fortbildungskurse finden statt, Schulungsmaterial wird erstellt und zum Kauf angeboten. Einführungspakete werden an Lehrer und Eltern verkauft, Studien in Auftrag gegeben. Die Aktionen bringen dem Bildungsmarkt Umsatz und Rendite. Finanziert wird dies alles teils aus öffentlichen Mitteln, teils privat. Wer nahe genug an der fiskalischen Quelle sitzt, kann kräftig daraus schöpfen. Kein Wunder, wenn sich tüchtige Lobbyisten in den Bildungsministerien tummeln. Öffentliche Aufmerksamkeit ist jedem gewiß, der sich mit einem Reformobjekt wichtig tut. Die Frage, weshalb eine untaugliche Schrift wie die VA eine derartig steile „Karriere“ hinlegen konnte, ist damit beantwortet. (*Die Autorin bittet den Leser, diese*

Sätze weder moralisierend noch bewertend zu begreifen, sondern bloß beschreibend.)

Bis heute gilt die VA als ideale Erstschrift. Ein kras- ses Fehltrium! Es kann sich nur deshalb halten, weil ein Autor vom anderen abschreibt, ohne vorher selbst wirklichkeitsrelevante Recherchen angestellt zu haben. Dem Vater der VA, besagtem Heinrich Grünewald, ist es gelungen, Laien wie Fachwelt gleichermaßen erfolgreich an der Nase herumzuführen. Der Einfachheit halber hat der pffiffige Erfinder die Evaluation seines eigenen Produkts auch gleich selbst durchgeführt. Der zu erwartende positive „empirische“ Befund beruht also auf trickreicher Täuschung. Geschickte Marketingstrategien haben danach einen Mythos geschaffen, der das Märchen der wundersamen Retortenschrift bis heute konserviert.

Wie sollen sich Eltern und Lehrer künftig vor Scharlatanerien schützen? Einzig durch das eigene kritische Denken! Eine gesunde Portion Mißtrauen gegen „Reformen“ und nüchterne Abwägung bewahren vor geistigen Infektionen, die den Blick für die Realitäten trüben. Wenn selbsternannte Experten sich anschicken, handfest in Traditionen eingreifen zu wollen, müssen sie beizeiten ausgebremst werden. Den Hausverstand abzuschalten und das Denken anderen zu überlassen, ist zwar bequem, aber kein geeignetes Mittel. Wann endlich werden Eltern und Lehrer die ständigen „Reformen“ und Eingriffe in die Schule nicht mehr widerspruchslos hinnehmen und leichtgläubig mitmachen? Haben wir noch immer nicht genügend Beweise dafür gesammelt, daß bürokratisch verordneten Reformen, welcher Art auch immer, in den überwiegenden Fällen eine Verschlechterung der Ausgangslage bewirken? *Pädagogische Probleme sind nur vor Ort mit pädagogischen Mitteln zu lösen*, nicht mit politischen oder administrativen Maßnahmen aus zentralistisch organisierten Amtsstuben!

4. „Wenn die Lehrerinnen Arbeitsblätter in VA herausgeben, ist die Schrift leserlich, wobei es bei uns so ist, dass die VA der Lehrerinnen wesentlich runder geschrieben wird als in gedruckten Materialien, die Kinder die Rundungen aber selbst nicht nachschreiben können und ihre Schrift zackiger wird.“

Dazu wäre folgendes zu sagen: Die heute unterrichtenden Lehrer haben höchstwahrscheinlich selbst noch mit der Lateinische Ausgangsschrift (LA) schreiben gelernt. Deren rundliche Buchstabenformen und Schleifen erzeugen einen automatischen Schreibfluß, und dieser flüssige Bewegungsablauf hat sich tief im motorischen Gedächtnis eingepreßt. Das „Rundbewegungsprogramm“ wird selbst dann noch aktiv, wenn eckige Schriftformen nachgeahmt werden. Es ist dem Schriftbild der VA deutlich anzusehen, ob die jeweils schreibende Person die Lateinische Ausgangsschrift beherrscht oder nicht.

Für viele Schulkinder ist die VA Erstschrift. Weil die seltsamen Buchstabenformen eher hemmend auf die Schreibbewegung einwirken, entstehen unter der motorisch noch ungeübten Schreibhand „eckige“, unbeholfene und zum Teil grotesk verformte Buchstaben. Im schlimmsten Fall ist Unleserlichkeit das Ergebnis. Wenn in den nächsten Jahren Lehrer aus der VA-Generation den Unterricht übernehmen, dann dürfte es auch mit den „wesentlich runder geschriebenen“ Lehrervorlagen endgültig vorbei sein.

5. „Könnten die Schwierigkeiten der Schüler bzw. die Unleserlichkeit der Schrift auch darauf beruhen, dass einfach zu wenig geübt wird?“

Durchaus! Übungszeiten sind in der Stundentafel der modernen Schule kaum noch vorgesehen. Im Grunde ein unerklärlicher, ja ein unverzeihlicher Fehler. Weder der technische Fortschritt noch lernpsychologische Tricks sind geeignet, fehlende Übung zu ersetzen. Die Vernachlässigung des Zeitfaktors rächt sich. Flüssige Handschrift und Lesbarkeit sind weder per Willensakt, noch auf Befehl *herstellbar*. Die in der Pädagogik heute übliche Beschleunigung und Verfrühung der Lerninhalte und -methoden ist mit eine Ursache für Lernverweigerung und Schulversagen. Therapeutische Maßnahmen dämpfen nur die Symptome, den Mißstand beheben sie nicht. Das analytisch-abstrakte Denken wird überschätzt, während man das beharrliche, stille Üben am Gegenstand vernachlässigt. Die Entwicklung einer reifen, lesbaren

Handschrift setzt nun einmal jahrelange Schreibpraxis voraus. Die Zeit dafür aber wird den Schulkindern nicht mehr zugestanden. Das bloße Ankreuzen oder Einfüllen von Buchstaben in Wortlücken geht eben schneller. Nur – der Lerneffekt ist gleich null.

In den höheren Jahrgängen wird von den Schülern eine flüssige und lesbare Handschrift erwartet. Aufgrund der vorangegangenen schulischen Nachlässigkeit mit Schrift ist dies paradox. Meinen wir, auf Handschrift ganz verzichten zu können? Dann ist der jetzt eingeschlagene Weg der Vernachlässigung des Übens konsequent. Oder halten wir die Pflege der Handschrift doch als unerlässlich? In diesem Fall müssen die heute üblichen Unterrichtsmethoden auf den Prüfstand. Fort mit der geistigen „Fertig- und Halbfertigkost“, weg mit den Lückentexten und Buchstabenspielchen, Schluß mit der Blätterwirtschaft!

Ganzheitliches Schreiben kann nur ganzheitlich erlernt werden – unter Zuhilfenahme eines Schreibheftes. Das Schreibheft ist die „geographische Heimat“ der Handschrift, eine dreidimensionale Landkarte des Lernens. Viele Menschen besitzen ein visuelles Gedächtnis. Sie brauchen die Erinnerung an einen Ort, wo sie das Wort und den Text „sehen“. Das Schulheft zwingt zu vorausschauendem Tun: Wie die Schrift auf dem leeren Blatt angeordnet wird, ist nicht nur eine Geschmacksfrage, sondern auch eine zweckgebundene Entscheidung. Formschönes Schreiben auf ein leeres Blatt wirkt disziplinierend.

Nebenbei bemerkt: Der Computer ist ein nützliches Werkzeug, aber eben ein *Werkzeug!* Jedes Werkzeug ist Mittel zu einem bestimmten Zweck. Für jeden Zweck gibt es das passende Instrument. Der Chirurg wird im Operationssaal nicht Messer und Gabel einsetzen, um damit einen Blinddarm herauszuschneiden. Das Besteck benutzt er zum Essen. Diesem Zweck allein dienen Messer und Gabel. Auch zum Schreibenlernen benutzen wir Werkzeuge. Diese sind Schreibstift und Papier. *Tippen auf einer Tastatur ist nicht Schreiben*, und deshalb lernt man das Schreiben auch nicht durch Tippen. Begriffe dürfen nicht mit beliebigen Inhalten gefüllt werden. Der zweidimensionale Bildschirm vermittelt zudem kein räumliches Empfinden. Raum und Zeit aber gehören zusammen. Alles Lernen findet in Raum und Zeit statt.

6. „... möchte ich ungern in der Art falsch verstanden werden, dass es mir nur um die Einführung von "Schönschreibunterricht" geht oder ich die VA einfach aus "geschmacklichen" Gründen oder aufgrund des ungewohnten Schriftbildes ablehne.“

Schönschreiben ist ein Reizwort, doch weshalb? Wann erscheint uns eine Schrift als „schön“? Was heißt das überhaupt, „schön“ zu schreiben? Regelmäßige und eindeutige Buchstabenformen einer Handschrift, die sich trotz individueller Eigenheiten dem Ideal der Normschrift annähert, wird als ästhetisch empfunden. Schönheit und Lesbarkeit gehören zusammen. Der Buchstabe „e“ muß auf den ersten Blick als solcher identifizierbar sein. Ein Gebilde, das nicht recht weiß, ob es ein „e“ oder ein „R“ sein will, erzeugt Mißmut beim Leser. Wenn zum Leseverständnis erst der Schriftproduzent persönlich befragt werden muß, ist der Zweck des Schreibens verfehlt. In diesem Falle empfiehlt es sich, gleich mündlich zu kommunizieren – ganz ohne Umweg über das Papier.

„Lesbarkeit“ als Ziel jeden Schreibunterrichts ruht auf zwei Säulen: der äußeren Form (Schriftbild) und der Rechtschreibung. Lesbarkeit ist eine *Eigenschaft der Schrift*, und als solche ist sie untrennbar mit ihr verbunden. *Bloße Eigenschaften können grundsätzlich nicht unterrichtet werden*, obwohl sie Ziel des Unterrichts sind. Zur Verwirklichung bedarf es eines Mittels, welches geeignet ist, die jeweils gewünschte Eigenschaft hervorzubringen. Lesbarkeit ist nicht anders als auf dem Umweg über das schöne, das sorgfältige, das richtige Schreiben zu erreichen – dies also ist „Schönschreiben“! Der bloße Befehl „Nun schreib mal leserlich und schön“, geht buchstäblich ins Leere. „Leserlich“ und „schön“ sind abstrakte Eigenschaften, keine Handlungsanweisung. Der Lernende braucht das praktische Vorbild sowie eine konkrete Anleitung zum Handeln.

Schönschreibunterricht ist keine Strafexpedition. Der einzige Zweck besteht darin, ein gut lesbares und angenehmes Schriftbild einüben zu lassen. Beim sorgfältigen Schreiben soll sich die Schülerschrift dem idealen Schriftvorbild so weit wie möglich annähern. Der ratsuchenden Kollegin sei gesagt, daß „Schönheit“

niemals nutzlos ist. Schöne Schrift ist das Ergebnis eines sorgfältigen und langjährigen Schreibunterrichts, in welchem auf die moderne Beliebigkeit des Irgendwie, Irgendwo und Irgendwas verzichtet wird. Es gilt, die allgemein üblichen Formen geduldig einzuüben. Diskussionen im Klassenzimmer zur Frage, ob ein „R“ in Wirklichkeit ein „e“ darstellen soll, sind inzwischen keine Seltenheit. Der moderne Schüler hat seine Lektion besser gelernt, als uns lieb sein kann. Er begreift Richtigkeit nicht mehr als Normfrage, sondern als das Ergebnis strategisch klugen Verhandels. Richtig und falsch sind aus dem Koordinatensystem der Werte herausgefallen. Allmählich dämmert uns, daß dies eine pädagogische Katastrophe darstellt.

7. „Ist aus Ihrer Sicht die SAS eine Alternative?“

Die Schulausgangsschrift (SAS) ist das politische Gegenstück zur Vereinfachten Ausgangsschrift (VA), sie wurde in der ehemaligen DDR entwickelt. Obgleich eine Retortenschrift wie die VA, sagt mir persönlich das Schriftbild der SAS besser zu. Wäre sie die einzige Alternative zur VA, würde ich die SAS vorziehen; ob diese Schrift sich in der Praxis bewährt, ist mir nicht bekannt.

Zusammenfassende Betrachtungen

Mit einer pädagogischen Reform geht immer auch das politische Versprechen einher, das Lernen erleichtern und beschleunigen zu wollen. Nachdem die Einführung der Vereinfachten Ausgangsschrift anfangs auf Mißtrauen stieß, wurde sie der Öffentlichkeit schmackhaft gemacht durch das (haltlose) Versprechen, die Rechtschreibleistungen der Schüler würden mit der VA besser. Die Praxis wirkte ernüchternd, Hoffnungen wurden rasch enttäuscht. Gehemmter Schreibfluß, Buchstabenverformungen, erschwerte Lesbarkeit – all dies hat sich inzwischen überall dort manifestiert, wo die VA im Erstunterricht verwendet wird.

Ist eine verdorbene Handschrift in späteren Schuljahren noch zu korrigieren? Aus der Lernpsychologie wissen wir, daß zuerst Gelerntes am intensivsten haftet und sich tief im Gedächtnis eingraviert. Motorisch ungünstige Bewegungsabfolgen beim Schreibenlernen bilden ein äußerst widerstandsfähiges Erinnerungsmuster, durch das die spätere Schreibmotorik maßgeblich geprägt wird. Allein dieser Befund sollte mißtrauisch machen gegen jeden Versuch der Behörden, das pädagogische „Rad“ neu erfinden zu wollen. Ausgedehnte Experimente mit Schrift und Schreiben sind eine heikle Angelegenheit, da Fehlentwicklungen irreversible Fakten schaffen. Für die Betroffenen ist das meist weichenstellend. Wie in der Politik allgemein üblich, geht Befehlsgewalt nicht mit persönlicher Verantwortlichkeit einher. Der anonyme Befehlsapparat funktioniert nach eigenen Gesetzen. Das Risiko eventueller Negativfolgen amtlicher Anordnungen tragen einseitig die Betroffenen: Lehrer, Eltern, Kinder.

Da an der Vereinfachten Ausgangsschrift heute keine rechte Freude mehr aufkommen will, sucht man nach Auswegen. An einigen Schulen wird mit Druckschrift experimentiert. Möglicherweise wird die herkömmliche Schreibschrift in einigen Jahren aus den Lehrplänen der Schulen verschwunden sein. Die Schule wird seit einigen Jahrzehnten als Werkzeug zur Veränderung der Kultur mißbraucht – eine Pervertierung des gesellschaftlichen Bildungsauftrages. Welche Entwicklungen sich mit der Abschaffung der Schreibschrift anbahnen, ist nicht vorhersehbar.

In den Startlöchern: Ein neues Experiment mit Schrift

Inzwischen dämmert eine neue Kunstschrift am pädagogischen Reformhorizont herauf: die sogenannte „Grundschrift“. Schöpfer dieser als „Schreibschrift“ umetikettierten Druckschrift ist Horst Bartnitzky, der als Geschäftsführer des lobbystarken Grundschulverbands fungiert und zeitlebens diverse politische Ämter bekleidete. Hierbei wird die enge Verflechtung wirtschaftlicher Interessen mit Bildung und Schule sichtbar. Besagte „Grundschrift“ ist eine abgepeckte Variante

der Vereinfachten Ausgangsschrift. Druckschriften eignen sich nicht zum flüssigen Schreiben, daran kann keine anderslautende Propaganda etwas ändern. Druckschrift ist zum Drucken da, Schreibschrift zum Schreiben. Optisch täuschen die neuerfundenen Druckbuchstaben Handwerklichkeit vor – ein Umstand, der vom Grundschulverband immer wieder hervorgehoben wird. Die handgeschriebenen Buchstabenrohlinge aber müssen maschinell vervielfältigt werden, der Liebreiz der Handwerklichkeit ist also nur eine Illusion. Das Einführungspaket mit den neuen Buchstaben kostet Geld – zur Zeit 39 Euro. Die Lehrer werden sich freuen, denn schon bald werden sie Unterrichtsmaterial aussortieren und durch neues ersetzen müssen. Da werden Erinnerungen an die Zeit der sogenannten Rechtschreibreform wach. Und der Zweck dieser Übung? Ein Schelm, wer Böses denkt. Überlassen Sie ihren eigenen Verstand nicht den selbsternannten Fachleuten. Häkchen an Druckbuchstaben machen aus einer Druckschrift keine Schreibschrift. Drucksschrift bleibt Druckschrift, auch das Schwein wird nicht zum Reitpferd, wenn man ihm einen Sattel umschnallt und es Pferd nennt.

Schlimmer noch als diese Machenschaften hinter den Kulissen des Bildungsbetriebs ist der vorangetriebene Trend zur Beliebigkeit. Es soll nun der Entscheidung der Schreibanfänger überlassen werden, ob sie die Buchstaben verbinden wollen oder nicht. Selbst normalbegabten Kindern dürfte es Schwierigkeiten bereiten, ökonomisches Schreiben in angemessener Zeit ohne Anleitung, bloß über Versuch und Irrtum zu erlernen. Ist das nicht Verschwendung wertvoller

Unterrichtszeit? Wie sollen Kinder flüssig schreiben lernen, wenn man sie ohne konkrete Anleitung herumwursteln läßt, statt ohne Umwege das Richtige und Übliche einüben zu lassen? Dreh- und Schreibrichtung bei der Vermittlung der „Grundschrift“ sind nicht vorgeschrieben, Verwendung von liniertem Papier ist nicht vorgesehen. Ganz eigenständig und frei sollen Schreibanfänger künftig ihre „individuelle Handschrift entdecken“. Das Schulkind kann Schrift nachahmen und sich die Technik der Reproduktion aneignen. Als ob es dabei etwas zu entdecken gäbe! Die Zeit der Entdeckungen war das Mittelalter, dieses ist längst vergangen. Wie dem auch sei: Mit der „Grundschrift“ ist an unseren Schulen das nächste kulturelle Experiment angelaufen – mit durchaus ungewissem Ausgang.

Doch noch ist nicht alles verloren. Immer noch wird Wert gelegt auf die Entwicklung von Schreibroutine. Immer noch wünschen Eltern mehrheitlich, daß an der Schule eine lesbare, gefällige Handschrift gelehrt wird. Nach wie vor gilt: Je routinierter ein Kind schreibt, desto mehr Freude wird es am Schreiben haben! Was uns wenig Mühe bereitet, tun wir auch gern. Für diese Grunderkenntnis braucht man nicht Psychologe zu sein. Die Vernachlässigung der Schreibpraxis bringt unansehnliche, sperrige Schriftbilder hervor, die niemandem gefallen, zu allerletzt den klecksenden Urhebern selbst. Nach Jahren des mühseligen Krakelns und Schreibstotterns werden die jungen Leute Stift und Papier endgültig in die Ecke werfen, sobald ihnen das möglich ist. Wer oder was hat dann versagt?

Sehr geehrte Frau Pfeiffer!

Mit großem Interesse habe auch ich Ihre Beiträge zu der VA gelesen. Ich selbst bin Realschullehrerin und wurde zunächst durch meine Schüler mit der VA konfrontiert. Als junge Lehrerin fiel mir zunächst nur auf, dass einige Kinder anders schreiben, als ich es gelernt (und mir für meinen Unterricht wieder angeeignet hatte) hatte; ich fand die Schrift „unansehnlich und schwer lesbar“; die Art und Weise, wie manche Schüler, vor allem Jungen, die Buchstaben schrieben fand ich kurios (an erster Stelle nenne ich hier das „e“, das viele eben nicht neu ansetzten, sondern von oben her schrieben, so dass der Buchstabe im Wort aussieht wie ein großes „R“; die Reihe der entarteten Buchstaben könnte ich endlos fortsetzen, aber jeder, der sich mit der Schrift befasst, weiß sicher, wovon ich spreche). Im Laufe meiner Lehrtätigkeit habe ich unzähligen Schülern gezeigt, wie man die Buchstaben anders und somit lesbarer gestalten kann. Die Lesbarkeit war eigentlich mein einziges Kriterium damals.

Jetzt bin ich Mutter von zwei Kindern und mein erster Sohn geht nun in die zweite Klasse. Ich werde (leider) zum zweiten Mal mit der VA konfrontiert. Um meinem Sohn zu helfen, wollte ich die Schrift "verstehen" und im Rahmen meiner Nachforschungen kann ich mich nur der hier vertretenen Meinung anschließen, es geht um mehr als nur um eine „hässliche“ Schrift: auch bei meinem Sohn zeichneten sich bereits in der zweiten Schulwoche genau die Probleme ab, die ich als Lehrerin bei meinen Schülern festgestellt habe. Gerne würde ich einmal mit der Lehrerin über meine Beobachtungen sprechen.

Jetzt stellt sich mir folgende Frage, auf die ich keine Antwort finde:

Könnten die Schwierigkeiten der Schüler, bzw. die Unleserlichkeit der Schrift auch darauf beruhen, dass einfach zu wenig geübt wird? Wenn die Lehrerinnen Arbeitsblätter in VA herausgeben, ist die Schrift ja leserlich, wobei es bei uns so ist, dass die VA von den Lehrerinnen wesentlich runder geschrieben wird als in gedruckten Materialien, die Kinder die Rundungen aber selbst nicht nachschreiben können und ihre Schrift zackiger wird. Zu Hause stelle ich fest, dass diese einmal "zackig" im Unterricht geschriebenen Buchstaben nur mit viel Mühe zu korrigieren sind.

Mit welchem Argument kann man wirklich den Zusammenhang herstellen, zwischen einer unleserlichen Handschrift und der VA an sich. Falls ich an unserer Schule Gehör finde, möchte ich ungern in der Art falsch verstanden werden, dass es mir nur um die Einführung von „Schön-schreibunterricht“ geht oder ich die VA einfach aus „geschmacklichen“ Gründen oder aufgrund des ungewohnten Schriftbildes ablehne.

Ist aus Ihrer Sicht die SAS eine Alternative?

Vielen Dank für Ihre Mühe im Voraus!

Mit freundlichen Grüßen

B.-L. S